

Was war dieses Jahrhundert eigentlich?

STEFAN AMZOLL IM GESPRÄCH MIT
HANS-ECKARDT WENZEL

STEFAN AMZOLL: Hans-Eckardt Wenzel, niemand kommt ohne Vorbilder aus. Kennst Du das Phänomen der Verdrängung von Leuchttürmen, ihre vorsätzliche Ablehnung?

HANS-ECKARDT WENZEL: Sicher, wenn man sich in seinem Leben an Punkten orientiert, daß man sich von andern Orten, die einmal Orientierung waren, verabschiedet, also abstößt. Leben bedeutet doch kontinuierlich-diskontinuierlichen Wechsel. Man muß aber benennen können, aus welchen Gründen bestimmte *Leuchttürme* oder Figuren, die einen geprägt haben, abgelegt werden. Ob das aus Bequemlichkeit geschieht, wenn ich Kriterien nicht mehr akzeptiere – eine Art Renegatentum gegen mich selbst? – oder: es gibt die Art, sich wirklich frei machen zu müssen von Fesseln oder Phrasen, die mit solchen Personen in Verbindung stehen bzw. die durch Gebrauch vernutzt wurden, zum eignen Klischee.

Hans-Eckardt Wenzel –
Jg. 1955, Studium der
Kulturwissenschaft/Ästhetik
an der Humboldt-Universität
Berlin.

Arbeitet seit 1981 als freiberuflicher Musiker/Autor/Schauspieler/Regisseur in Berlin, seit 1978 gemeinsam mit Steffen Mensching; u.a. 1990 Heinrich-Heine-Preis, 1995 Deutscher Kabarettpreis.

STEFAN AMZOLL: Solche Phrasen sind von Massen verinnerlicht worden, auch von uns, nicht wahr?

HANS-ECKARDT WENZEL: Es ist der Punkt, da man ein Stück von sich selbst, sein eigenes Bild, in andere Personen oder Werke projiziert und damit versucht, in Kontakt mit diesen sich selbst zu umreißen, weil: Man kann sich nur definieren über andere, es gibt keine Bestimmung aus meinem System heraus. Das ist die Illusion des bürgerlichen Zeitalters gewesen, daß es so etwas gäbe, daß sich das Individuum selbst definieren könnte. Es wird aber immer von »außen« definiert. Wir erkennen uns nur in den Augen anderer, nur im kommunikativen Prozeß existieren wir als das, was wir sind, als das, was wir *scheinen*. Dieser kommunikative Prozeß hat historische Punkte. Die Leuchttürme, wie Du sagtest, oder die Bezugspunkte, die ich aus der Geschichte nehme, sind also ein Wiedererkennen, vielleicht auch Wiedererkennen unbewußt erlebter Geschichte aus vielen Jahren vor meiner empirischen Existenz.

STEFAN AMZOLL: Wovon hast Du Dich konkret verabschiedet seit 1989?

HANS-ECKARDT WENZEL: Ich habe 1989 keinen *großen* Abschied erlebt; der hat für mich vorher stattgefunden. Ich habe mich vorher schon von Illusionen verabschiedet – ich sage bewußt Illusionen

und nicht Utopien, das sind für mich Unterschiede: Das war ein Abschied von *instrumentalisierter Vernunft*, wie es Hans Mayer einmal beschrieben hat. Die menschliche Gesellschaft ist in einen Zustand geraten, wo sie keine Mechanismen mehr besitzt, ihren Gemeinsinn für Zukunft offenzuhalten.

Alle bisherigen Gesellschaftsmodelle mußten die Verhältnisse irgendwann zementieren, um zu existieren. Das war Abschied. Aber kein Abschied vom Philosophen Marx z. B., auch kein Abschied von der Hoffnung, daß es einen Zustand auf der Welt geben könnte, in dem *mein* Glück nicht Verhinderung anderen Glücks bedingt. Von dieser Hoffnung habe ich mich nicht verabschiedet.

Vielleicht ist das die Distanz, die ich mir erarbeiten mußte und an der ich immer noch zu tun habe, die Distanz zwischen Utopie und Illusion.

STEFAN AMZOLL: Elias Canetti sagte 1976 in seiner Rede »Der Beruf des Dichters«: »Wer den Zustand der Welt, in der wir leben, nicht sieht, hat schwerlich etwas über sie zu sagen.« Das war selbstredend auf die ihn umgebende schreibende Zunft gemünzt. Ein Großteil dieser Zunft glaubt, im postmodernen Zeitalter ohne diese Reflexion des Zustands der Welt auszukommen. Sie will keine Wahrheits- und Wirklichkeitskompetenz mehr ausüben. Siehst Du das ähnlich?

HANS-ECKARDT WENZEL: Die Menschheit verliert ihren Ursprung immer dort, wo sie den Widerspruch zwischen ideologischer und tatsächlicher Existenz verwischt, verkleistert. Das, was wir als augenscheinliche Wahrheit akzeptieren (unseren Augen scheinbar glaubend – dem Fernsehen z. B.) und jenes, das wir als soziale Erfahrung wissen, steht immer in einem Widerspruch, den zu lösen ein menschliches Leben als zu kurz erscheint, als *nicht hinreichend*.

STEFAN AMZOLL: Offenbar benötigst Du das schwierige Verhältnis von Theorie, Geschichte und Dichtung als Hintergrund.

HANS-ECKARDT WENZEL: Für mich sind alle Unternehmungen der menschlichen Intelligenz – ob Kunst, Wissenschaft oder Metaphysik – Versuche, dem Geheimnis der Existenz näher zu kommen: den unerklärbaren Phänomenen Liebe, Tod, Hoffnung ... Wenn die Totalität selbst als Hintergrund akzeptiert wird, gibt es keine Trennungen in Genres, Formen oder Schulen. Diese Unterteilungen dienen nur den Denkfaulen. Sie basteln daraus Theoreme, um nicht elementar denken zu müssen.

STEFAN AMZOLL: Ich möchte nach für Dich wichtigen Personen fragen. Zum Beispiel nach Wolfgang Heise, einen Deiner Lehrer an der Humboldt-Universität. Was bedeutet er Dir?

HANS-ECKARDT WENZEL: Wolfgang Heise war im klassischen Sinne ein Lehrer, der mir nicht Ergebnisse und Antworten beibringen wollte, sondern die ungeheure Gabe hatte, produktiv zu verun-

sichern, zu verwirren, Abstraktionen zu hinterfragen. Er lehrte mich, daß man stets hinterfragen muß, was als Phrase auf uns kommt. (Die Philosophie des 20. Jahrhunderts besteht ja zum größten Teil in ihrem *Alltag* aus Phraseologien.) Den Abstraktionen ist nicht zu glauben. Der Grund der Phänomene ist interessant, kein kritikloser Glaube.

Das versteht sich im nachhinein leicht. Aber es war ein schwieriger Prozeß; Heise raubte meiner Generation die falsche Sicherheit im Denken. Ein Vorteil: Du bist vital gegen Krisen, also gegen die Wirklichkeit. Das Wirkliche ist ja immer die Krise, die Chance. Ich war eben nicht sehr erschrocken über 1989. Mein Schrecken saß vorher; das Dilemma, daß mit Jacobinischen administrativen Mitteln keine anderen Zustände erzwungen werden können. Obwohl wir den Atem angehalten haben über die Kühnheit Gorbatschows, haben wir trotzdem gewußt: Dahinter gibt es etwas, was nicht formuliert, nicht aufgearbeitet ist. Es war wieder nur die Phrase. Die Phrase von Glasnost sollte die Phrase vom »realen Sozialismus« ablösen.

Und jetzt ist der Sozialismus besiegt von der Phrase der Freiheit. Aber es geht auch jetzt nicht um die Freiheit; es geht immer nur um die Phrase; es ging früher auch nur um die Phrase Sozialismus. Das ist genau das Problem. Und das hatte was mit der Lehrarbeit von Wolfgang Heise zu tun, daß wir den Phrasen zu mißtrauen lernten.

STEFAN AMZOLL: Sein Tod fiel in das Perestrojkajahr 1987, er erlebte den Umbruch nicht mehr.

HANS-ECKARDT WENZEL: Er hat ihn, glaube ich, schon vorher erlebt. Das hat sicher auch mit seinem Tod zu tun.

STEFAN AMZOLL: Vermißt Du ihn?

HANS-ECKARDT WENZEL: Es gab manchmal Situationen, wo ich gewünscht hätte, daß er da wäre, nur um zu wissen, wie er reagiert hätte. Heise existiert als gedankliches Phänomen für mich weiter. Man kann Erfahrungen nicht abwerfen. Er hat mir etwas beigebracht, und ich konnte durch seine Augen oder mittels seiner Technik, wenn ich sie mir zitiere, bestimmte Dinge so betrachten, wie er sie vielleicht betrachtet hätte. Goethe fehlt auch, und trotzdem fehlt er nicht, weil seine Gedanken verfügbar sind, weil er ein Weiterleben hat. Wolfgang Heise ist eine Person, die bei Heiner Müller, Volker Braun, Christa Wolf weiter aufscheint, er ist anwesend. Er war ein geheimer Anreger; seine Bescheidenheit war utopisch.

STEFAN AMZOLL: Du hast an der Uni eine Arbeit über Theodor Kramer geschrieben. Auch gibt es viele Kramer-Lieder von Dir. Kramers Dichtung galt zeitweilig als ziemlich konventionell. Das ist jetzt offenbar anders?

HANS-ECKARDT WENZEL: Theodor Kramer ist im Nachkriegs-

deutschland vergessen worden; er paßte nicht in die Muster der Nachkriegslyrik, in den Formenkanon von Modernität, den z. B. der Suhrkamp Verlag lancierte. Modernes durfte nichts mit Reim zu tun haben, und wenn, dann mußte es eine Widerspruchskonstellation lancieren, in der die Lüge der falschen Harmonie aufscheint. Die Übereinstimmungsbereitschaft war verbraucht durch Krieg und Ideologie. Günter Eichs Reim von »Hölderlin« auf »Urin«, in dem sich eine Ebene der Verrücktheit dieser Welt widerspiegelt, enthielt die Groteske, die spätere Postmoderne. Kramer glaubte an die utopische Dimension der Kommunikation. Sprachkritik bedeutete ihm (ähnlich wie Brecht) wenig. Poetische Präzision wurde an soziale Phänomene gebunden. Es sind die letzten Hoffnungen auf einen Gemeinsinn, den dieses Jahrhundert vehement ad absurdum geführt hat, ohne den aber hemmungsloser Egoismus die Welt beherrschen würde.

STEFAN AMZOLL: Man spürt den exzellenten Handwerker.

HANS-ECKARDT WENZEL: Er verglich seine Arbeit mit der eines Pianisten. Um in der Übung zu bleiben, müsse er jeden Tag mindestens einen Text schreiben. So wird er zu einer Art »sozialem Enzyklopädisten«. Er liefert uns – ein Agent der Vernunft – genaue Beschreibungen von gesellschaftlichen Umbrüchen. Deswegen hat er mich fasziniert. Er beschreibt die Kälte in einem Armenheim über das Salz, das zu Klumpen gefriert. Er hat die Phänomene beobachtet, und er hat von den Phänomenen Rückschlüsse auf die Zustände der Welt gezogen, und das in ungewöhnlicher lyrischer Form. Hochmoderne Dichtung! Die Modernität bedeutet Genauigkeit. In der Physik, in den Naturwissenschaften werden die genauesten Rechengenäte angestrebt, weil es um Genauigkeit geht. Und es muß auch im gesellschaftlichen oder im künstlerischen Bereich immer um diese Genauigkeit gehen, darum, genau beschreiben zu können, was mit dem Menschen geschieht.

STEFAN AMZOLL: Den Namen Heiner Müller nanntest Du. Nach seinem Tod haben sich ihm viele neu genähert. Andere inszenieren ihn jetzt und merken nicht, daß er unter ihrer Hand erstarrt. Seine Jünger trainieren den Kult der Anbetung. Wie denkst Du darüber? Tod, Nähe, Ferne, Mythos.

HANS-ECKARDT WENZEL: Heiner Müller hat mich fasziniert, als ich angefangen habe zu studieren. Die Reduktion auf das *letzte Aussagbare* ist interessant. Ich habe die theatralische Kühnheit in seinen frühen Stücken bewundert, im »Philoktet« oder »Herakles«, dem »Horatier«, also den antiken Stoffen. Ich begriff, was Theater eigentlich könnte; Theater nicht als literarische Form, sondern als Kampf des Vorgangs gegen Sprache. Es ist schwierig, jetzt Bewertungen darüber abzugeben. Hegel sagte: Den Sinn einer Sache erkennt man erst an ihrem Ende. Heiner Müllers Tod wird hinausgeschoben von vielen seiner Verehrer und Adepten. Es werden Legionen von Trauerveranstaltungen abgehalten, damit man dieses Ende nicht definieren muß. Weil, dann wäre man in der Pflicht,

über das Werk von Müller nachzudenken. Und da gibt es viele Punkte, die ich hochinteressant finde, und viele, die mir problematisch scheinen.

STEFAN AMZOLL: Er hinterließ z. B. ein nicht mehr funktionstüchtiges Theater.

HANS-ECKARDT WENZEL: Er hinterließ in seinem Theater eine Versammlung von selbstgefälligen Adepten, die aus den Abneigungen des Meisters ein geheimes Dogma entwickelten – das scheint mir dem eigentlichen Gedanken des THEATERS zu widersprechen. Man sehe sich das Berliner Ensemble nach Müllers Tod an. Das gibt mir zu denken und bestärkt meine Vorbehalte. Müller hat das Theater auf eine anstrengende Art literarisiert. In seinem Bemühen, es stärker dem Unterbewußten zu öffnen, dem Traumatischen, Exorzistischen, ergo dem Dionysischen – eine Reaktion auf falschen Realismus –, zertrümmerte er den Büchnerschen Ansatz. Dann blieb ihm der bekiffte Strindberg. Das ist ihm nicht vorzuwerfen. Es entstand aus der Not einer unerträglichen Stagnation. Aber die Folgen sind verheerend.

Wüßten wir diese Problematik zu beschreiben, wüßten wir mehr über all unsere eigenen Bornierungen, in Europa und in der hochzivilisierten Welt. Und das wäre wichtig.

STEFAN AMZOLL: »Was zählt ist das Beispiel der Tod bedeutet nichts.« – Heiner Müller in seiner Rede auf den Tod von Paul Dessau. Ist beides, Werk wie Person Müllers, so etwas wie ein Beispiel für Dich?

HANS-ECKARDT WENZEL: Nein, ist es nicht. Ich habe Müller bewundert. Als er berühmt war, möglicherweise unter dem Ruhm gelitten hat, verlor er für mich etwas von der Schärfe, die er früher hatte. Mir schien seine Bescheidenheit gelegentlich als gehobene Form von Eitelkeit.

STEFAN AMZOLL: Zumindest im Osten ist mit Heiner Müller manches verloren gegangen.

HANS-ECKARDT WENZEL: Ich glaube, der eigentliche Verlust – der ist auch gekoppelt an den Tod von Ruth Berghaus – besteht darin, daß eine Theaterkultur, Theaterkunst verloren geht. Die hatte ja, in Anlehnung an die russischen Theaterexperimente, an die Vorschläge Brechts, Eislers, Eisensteins oder Meyerholds, den Versuch unternommen, aus dem Schlamm dieser *individualisierten Gefühlsschauspieler* herauszukommen und gesellschaftliche Genauigkeit für das Theater zu ermöglichen, diese Welt also zu beschreiben und darzustellen, wie sie wirklich existiert und wie sie als Möglichkeit Öffnungen und Erweiterungen zuläßt.

STEFAN AMZOLL: Die Tagesordnungen der Theater sehen anders aus. Der Kredit ist verspielt, fast überall.

HANS-ECKARDT WENZEL: Wir erleben jetzt ein Theater, in dem man wieder das *besondere* bizarre Empfinden einer ausgezeichneten Subjektivität erleben kann mit Figuren, die gesellschaftlich über das Zertifikat verfügen, *besondere* sein zu dürfen. Eine Gefühlsduselei dürfen wir jetzt genießen als Ausnahme, mit der wir unsere Normalität wieder besiegeln, anstatt gegen sie aufzubegehren. Das meine ich mit »Verlust«. – Wenn die Defekte der Welt auf moralische Schwächen reduziert werden, wird der Zuschauer des *Welttheaters* zum folgenlosen Betrachter reduziert. Dann wird uns irgendwann das Schicksal Antigones als sture Laune einer eigensinnigen Frau erscheinen. Das aber wäre das Ende aller Kommunikation.

STEFAN AMZOLL: Ich springe in die Geschichte. Die achtundsechziger Kunstbewegung hat laut gefragt: Wozu Dichtung heute? Auch im DDR-Literaturbetrieb tauchte diese Frage irgendwann auf. Und 1997 scheint sie, glaube ich, immer noch nicht aus der Welt zu sein. Ist sie für Dich relevant?

HANS-ECKARDT WENZEL: Das Problem betrifft verschiedene Ebenen. Ein Verlag weiß natürlich, daß man mit Lyrik kein Geld verdient, und die Frage, wozu Dichtung heute, steht für diesen Verlag ganz anders.

STEFAN AMZOLL: Meine Frage zielt auf etwas anderes.

HANS-ECKARDT WENZEL: Ich glaube, je mehr wir uns verkabeln und vercyberspacen, desto weniger werden die Phänomene, die das menschliche Leben als ein großes Wunder beschreiben, erklärbar sein: die Liebe, der Tod; was Menschen antreibt zum Morden, Huren, Lieben, Verzweifeln, Hoffen. Was, wenn ein Mensch stirbt? Phänomene unserer Grenzen. Und diese Grenzen kann man nicht technisch überschreiten. Wir können uns zwar eineisen und in fünfzig oder in hundert Jahren auftauen lassen, trotzdem haben wir den Tod nicht besiegt. Das Theoretische widerspricht immer der Realität. Ein Autor schreibt z. B. eine Abhandlung über das Verhältnis zwischen Mann und Frau, seine eigene Frau aber verläßt ihn, und er ist zu Tode betrübt, obwohl er die Zusammenhänge theoretisch durchschaut. Was ist das für eine unerklärbare Spanne zwischen unseren Anschauungen und unserer Realität?

STEFAN AMZOLL: Wenn ich es richtig verstehe, rekurriert Dichtung also nachhaltig auf die Ursprünge, die existentiellen Fragen.

HANS-ECKARDT WENZEL: Sie weist auf Ursprünge von Politik, Theater, Kunst, Religion. Um Nachrichten darüber zu erfahren, braucht der Mensch die poetische Form, eine Aneignungsform, in der er nicht über begriffliche Instrumentarien, sondern über ein bisher unerforschtes Kommunikationssystem angebunden ist an diese Welt mit ihren Rätseln und Phänomenen. Und dazu braucht es Dichtung. Kulturen ohne diese *Techniken*, ohne Schamanen und Sänger, erkranken, verlieren ihr Zentrum, sie sind plötzlich danach

nicht mehr in der Lage, mit den primitivsten Problemen klarzukommen.

STEFAN AMZOLL: Dichtung ist faktisch kaum noch wirksam unterm Lesenotstand heute. Vielen taugt sie nicht einmal mehr zur Erfrischung des Geistes, nicht zu reden von der Möglichkeit der Selbstverständigung. Die Zahl derer, die Gedichte lesen, schwindet weiter, sie ist ohnehin winzig.

HANS-ECKARDT WENZEL: Die Poesie hat Bereiche, wo sie überleben kann. Sie überlebt in einem Bonmot, in einer Pointe, also dort, wo Sprache Verkürzung erfährt, daß man etwas über Welt erfährt. Das kann manchmal in einer absurden Überschrift der *Zeitung* liegen. Wie sind wir erleichtert, wenn etwas scharf formuliert ist, weil wir dauernd mit unnützer Sprache und Geschwafel umgeben sind. Talkshow-Kultur. Ob Dichtung in Lyrikbänden überleben wird oder anderen Formen, das weiß keiner. Sie wird existieren, solange Menschen miteinander leben.

STEFAN AMZOLL: Die Provinz DDR habe Dich nie interessiert, sagtest Du einmal. Die Provinz ist jetzt größer, und ein Reisen in die Welt möglich. Schon vorher wollte Wenzel aus Europa ausbrechen. Wohin?

HANS-ECKARDT WENZEL: Das Empfinden der Provinz beschreibt, daß man sich an *dem* Ort, wo man sich augenblicklich befindet, immer als abgeschieden von der Welt begreift. Das ist, glaube ich, provinZIALES Empfinden. Es gibt die Möglichkeit, daß man Reisen in die Geschichte antritt – das habe ich lange in der DDR gemacht, um diesem *Unmittelbarkeitsfetischismus* (wie Heise es beschreibt) zu entkommen. Zum anderen gab es in der DDR die Möglichkeit, in die Bundesrepublik auszureisen. Diese Vorstellung war für mich nicht relevant; das hat mich gelangweilt, ich wußte, daß ich dadurch nur in eine andere Provinz käme. Nun gut. Nun bin ich dort und nicht überrascht.

Die Provinz hat mich deswegen nicht interessiert, weil sie die dumme Feier des Augenblicks abfordert. Die DDR wollte dauernd gelobt werden, daß sie gut ist. Die Bundesrepublik will auch permanent gelobt werden als Staatswesen, als »Erlöser«, Messias, Demokratischer Höhepunkt, Aufhebung aller Diktatur. Theoretisch gesprochen, verlangten die Provinzen die Verletzung des Dogmas, daß Zukunft der vehemente Kritiker der Gegenwart wäre. Wird dieses Dogma verletzt, ist man in dieser provinziellen Miefigkeit angekommen, an der man erkrankt und zugrunde geht. Mir ging das so in den letzten Jahren der DDR.

STEFAN AMZOLL: Du hattest die Möglichkeit, in einem Krankenhaus in Nicaragua zu arbeiten.

HANS-ECKARDT WENZEL: Ja, durch diesen Schritt konnte ich in Welt sehen. Das ist, wie wenn man außerhalb eines Systems auf sein System guckt; das Goedelsche Prinzip: Man kann als

Bestandteil seines Systems dieses System nicht kritisieren. Enzensberger beschreibt das in einem Gedicht vermittelt der Illusion des Münchhausen, sich am eigenen Schopf aus dem Sumpf zu ziehen. Ich bin Bestandteil dieses Systems und will dieses System kritisieren, aber das geht nicht. Ich muß das System verlassen, um es zu kritisieren. Es ist nicht nur im politischen Sinne »System« gemeint.

STEFAN AMZOLL: Mir fallen in dem Moment diese Ähnlichkeiten in den deutsch-deutschen Physiognomien ein. Man sieht jetzt ziemlich deutlich, wie sich die Bilder gleichen.

HANS-ECKARDT WENZEL: Wir haben in *einem* Gesellschaftssystem gelebt, das nur aufgeteilt war durch Grenzen. Jetzt leben wir sozusagen auf der anderen Seite der gleichen Mauer. Es ist das gleiche Gesellschaftssystem. Um in ein anderes zu kommen, müssen wir wirklich in eine Dritte Welt gelangen, in einen Kulturraum, der anders ist. Ich habe, seit ich reisen konnte, mich immer für Randgebiete interessiert, für Orte, von wo aus Europa gestartet ist zum Aufbruch in die Dritte Welt, zur Eroberung. Ich bin viel in Andalusien gewesen, und an der letzten Ecke Europas, dort, wo die andere Welt beginnt. Mich hat interessiert, wie Kulturen durch andere überlagert wurden. Das ist Zerstörung von Provinz. Die Bastardisierung.

STEFAN AMZOLL: Was ist aus Solentiname geworden in Nicaragua? Die Welt spricht nicht mehr darüber.

HANS-ECKARDT WENZEL: Es gibt eine Erzählung von Julio Cortazar: Er trifft Ernesto Cardenal in Solentiname und fotografiert die wunderbaren Bilder der Bauern. Dann fährt er zurück nach Paris, holt die fertigen Fotos ab. Als er sie betrachtet, verwandeln sich die wunderschönen, naiven Bauerngemälde in Fotos von Leichen und gefolterten Menschen, und er ist erschrocken. Als seine Frau nach Hause kommt und ihn nach den Fotos fragt, schweigt er und legt sie ihr hin – »hier, sieh selbst.« Sie sah aber auf den Fotos nur schöne Malerei und er hat nur das Blut gesehen. Und das ist der Punkt, in dem Solentiname steht. Die Hoffnung, die es ausdrückt, die brauchen wir wie Vitamine, aber gleichzeitig birgt es auch ein Stück Lüge über den Zustand der Welt.

STEFAN AMZOLL: Ihr – Mentsching, Du und die anderen, die mitgearbeitet haben – habt Euch damals als »Enkel« von Marx verstanden. Die Gruppe »Karls Enkel« gibt es zwar nicht mehr, wohl aber ihre Spuren. Einige freundliche »Neubürger« erinnern sich nur ungerne. Woran kann das liegen?

HANS-ECKARDT WENZEL: Unsere Betonung lag auf dem Wort »Enkel«. (Mein Großvater hieß auch Karl.) (Und Karl Valentin war für uns genauso eine Bezugsperson wie Karl Marx.) Wir lebten in einer Tradition. Mich hat die Frechheit des Marxismus interessiert, ohne Sentimentalität auf die Welt zu blicken und

philosophische Erwiderungen zu entwerfen. Mich hat bei Valentin und bei Chaplin begeistert die Kühnheit, wie jemand mit einem Objekt, z. B. Schreibtisch, umgeht, der nicht paßt. Die naive Utopie: Die Dinge hätten sich nach den Lebenden zu richten. Das ist die verkehrte Welt, daß sich die Dinge nach uns richten sollen. Denn sie tun es nicht. Wir gehorchen den Dingen, obwohl unsere Lebenszeit begrenzt ist und obwohl das Geld (das Ur-Ding des Marktes) unendlich viel Zeit hat; und dennoch bestimmt es uns. In dieser Tradition naiver Utopien sich zu empfinden, heißt auf Totalität zielen, auf *eine* Welt. Ich glaube, das mögen viele Leute nicht mehr. Vor einiger Zeit spielten Mensching und ich in der Berliner Ufa-Fabrik; da trafen wir einen Freund, der irgendwann ausgereist war, und der sagte: Ich überlege immer, ob ich noch zu euren Aufführungen gehe, ich werde doch nur verunsichert und traurig und weiß: diese Art der Melancholie brauche ich gar nicht mehr in der jetzigen Gesellschaft. Er sagte, er müsse sein Leben effektiv einrichten, und es nütze nichts, über *alles* nachzudenken; er müsse zusehen, wie er seine Miete zusammenkriege. – Dieser Umbruchpunkt scheidet die Leute. Ich glaube, für einige sind wir ein Ereignis, das mit ihrer Denktechnik und Gefühlstradition zu tun hat. Für andere Leute sind wir ein Stück schlechtes Gewissen. Und für die meisten eine Art Neandertaler, eigentlich schon ausgestorben.

STEFAN AMZOLL: Ihr habt Euch damals in die Geschichte geflüchtet?

HANS-ECKARDT WENZEL: Überhaupt nicht. Wir haben über Erich Mühsam gearbeitet, wir haben über Goethe gearbeitet, wir haben über Becher gearbeitet, über Theodor Kramer, über die Zeit des Sozialistengesetzes. Das heißt, wir haben Zeiten durchlebt, in denen wir uns mit anderen Haltungen und Epochen vertraut gemacht haben. Das war wichtig – so als hätten wir andere Leute kennengelernt.

STEFAN AMZOLL: Das Duo »Mensching & Wenzel« ist die Fortführung dessen, was Ihr früher gemacht habt. Gibt es da auch einen Bruch mit eigener Kontinuität?

HANS-ECKARDT WENZEL: Ja, sicher; z. B. war bei »Karls Enkel« eine Entscheidung zwischen musikalischer und theatralischer Form nicht möglich. Sie war nicht möglich, weil wir alle Laien waren, alle vom theoretischem Ansatz kamen, musikalisch und darstellerisch ohne Ausbildung waren. Wir haben beim Produzieren gelernt. Brauchte man ein Blasorchester, wurde gesagt: In einem halben Jahr ist Premiere, alle lernen Blasinstrumente! Das hatte irgendwann seinen Endpunkt. Es hatte auch ökonomisch seinen Endpunkt. Und es hatte 1985 auch in bezug auf das, was man als Projektion in die Zeit lieferte, seinen Endpunkt. Eine Gruppe kann nur existieren, wenn sie ein Gegenbild zur bestehenden Gesellschaft besitzt. Wenn dieses Gegenbild nicht mehr funktioniert, wie in jeder Ehe, wenn die Liebe nicht mehr *funktioniert* oder die *dritte* Sache, dann werden alle Kleinigkeiten zum Martyrium, und

dann gibt es keine Produktivität mehr. Es muß immer die unausgesprochene Sache in einer Gruppe existieren, etwas, das sich vitaler weiß als das Bestehende. Und das hörte auf, weil wir keinen Entwurf mehr machen konnten für unser Leben, für die DDR. Es blieben uns nur die verzerrten clownesken Masken.

STEFAN AMZOLL: Ich frage einmal ganz unmittelbar: Fühlst Du Dich jetzt frei als Dichter? Kann er, der Dichter, jetzt wagen, was er früher wagen wollte, aber nicht durfte?

HANS-ECKARDT WENZEL: Was sollte gewagt werden? Die Frage heißt doch immer: frei wovon? In gewissem Sinne fühle ich mich befreit von Rücksichten in meinem Denken. Aber ich halte es gleichzeitig nicht aus, an Menschen vorbeizugehen, die auf der Straße im Dreck liegen. Ich kann damit nicht umgehen. Das ist für mich eine Produktion von persönlichem Unglück, dem ich irgendwo begegnen muß. Da bin ich »unfreier« geworden.

STEFAN AMZOLL: Der sozialistisch-kommunistische Versuch – er ist ja nicht zu Ende – hat viele Millionen Menschen in den Bann gezogen. Wie war das bei Dir?

HANS-ECKARDT WENZEL: Ein Ausbrechen aus dem Teufelskreis der Marktmechanismen – es bleibt die letzte Möglichkeit für die Gattung. Die Instrumentalisierung, in der wir groß geworden sind, daß wir immer gesagt haben: Ja, es ist letzten Endes die einzige wirkliche Alternative auf bestehende Zustände, und wir müssen abstrahieren von bestimmten Fehlern und Entartungen oder was auch immer – das war ein Gefangensein im historischen Ghetto »Prozeß«, in dem ich real unfrei bin – nicht, indem ich bestimmte Sachen nicht sagen durfte: wir hatten eine kleine *Narrenfreiheit* irgendwann, und wir hatten auch durch unsere Existenz als Clowns ein geschminktes *Partisanendasein* erarbeitet, wo wir *Wahrheiten* sagen konnten unter der Maske. Wenn ein Funktionär kam und schimpfte, dann haben wir gesagt, das sind doch zwei Idioten auf der Bühne, die das sagen, das sind doch nicht wir, wir haben uns doch angemalt. Wir sind ausgewichen; das gehörte zur DDR; auch die Ausreisenden und Bürgerrechtler sind ausgewichen. Es war die eigentliche Art, mit ihr umzugehen.

STEFAN AMZOLL: Ehrlich, Ihr habt mit dem Funktionär böses Versteck gespielt, öffentlich. Wie die Narren an den Höfen und in den Kleinstaaten, mit Schellen an den Füßen, der letzten Fessel.

HANS-ECKARDT WENZEL: Es gab feudalistische Zustände. Und gleichzeitig war man dazu gezwungen, solche Zustände in poetische Bilder zu fassen – was der Poesie immer gut getan hat. Wenn man sich Nestroys Dramatik anguckt unter Metternichs Zensur, weiß man, daß Stücke von ihm, worin der Mangel an Kartoffeln behandelt wird, deswegen heute noch gespielt werden können, weil darin nicht gesagt wird, es handele sich um den Mangel an Kartoffeln, sondern es handele sich um einen allgemeinen oder um irgend

einen Mangel. Daß die Leute in dem Augenblick wußten, daß es Kartoffeln sind, ist der Glücksumstand des Theaters. Aber der theatralische Text oder der Vorgang hat dadurch eine größere Haltbarkeit, kann länger existieren und schärft poetisches Denken.

STEFAN AMZOLL: Greifst Du so etwas auf?

HANS-ECKARDT WENZEL: Ich bin auf der Bühne nicht gewillt, die Stimmelage von Helmut Kohl zu imitieren, weil man sagt, du darfst das jetzt machen. Das ist eine Dummheit, die nichts mit Freiheit zu tun hat. Freiheit oder frei zu sein von diesen Zwängen bedeutet für mich, ernsthaft über die Verbrechen nachzudenken und nachzuforschen, was alles in diesem Jahrhundert unter dem Namen des Sozialismus geschehen ist.

STEFAN AMZOLL: Das Stalinismus-Thema übt seit Jahrzehnten einen großen Druck aus, nun endlich auch auf die Menschen hier im Osten. Die Verbrechen sind ungeheuerliche und geschichtliche. Ich weiß, Du beschäftigst Dich im Moment besonders mit diesem Thema.

HANS-ECKARDT WENZEL: Ich arbeite an einem Text über Dmitri Schostakowitsch, einen großen Komponisten mit Weltruhm; er hat fünf Stalin-Preise bekommen (dotiert mit 500 000 Rubel). Seine Werke faszinieren mich zunehmend; ich entdecke in ihnen dieses Jahrhundert, sie liefern eine Beschreibung der Angst, der kreatürlichen Angst, des Gejagdseins. Diese Person war eingewoben in das Machtspiel unter Stalin und bekam die Todesdrohung zu spüren. Schostakowitsch hat die *Instrumente gezeigt bekommen*. Er war in den dreißiger Jahren dem Tod sehr nahe wie viele seiner Freunde.

STEFAN AMZOLL: Er stand für die kommunistische Idee ein.

HANS-ECKARDT WENZEL: Darum geht es: dieses Verwobensein in die Idee einer anderen gesellschaftlichen Möglichkeit und gleichzeitig dieses Ausgeschlossenensein – das interessiert mich. Und es interessiert mich, warum bestimmte ästhetische Produkte, die dieses Jahrhundert definieren, nur aus dem Zentrum der Widersprüche entstehen konnten, wieso diese Verhältnisse das ermöglichen? Künstler, die unter Beliebigkeit oder *Freiheit* existierten, warum sind die nicht in der Lage, das zu formulieren? Ohne daß ich diesen Zustand jetzt beschönige. Ich will diese Schrecken sehen. Mich interessiert das Verhältnis von Intellektualität oder Schöpferium und Subjektivität innerhalb dieses abgesteckten Rahmens. Gibt es etwas, was wir vielleicht nicht mehr wahrgenommen haben, auch hier in dieser Gesellschaft, finden wir da vielleicht so einen makrokosmischen Ausbruch in eine Gesellschaftlichkeit, wie Schostakowitsch in den Streichquartetten Zustände der Verlorenheit beschrieben hat?

STEFAN AMZOLL: Im 8. Streichquartett zum Beispiel, das er geschrieben hat, nachdem er in die KPdSU gezwungen wurde.

HANS-ECKARDT WENZEL: Als er an dem Werk gearbeitet hat, war er verzweifelt darüber, daß er diesem Zwang nicht ausgewichen ist. Er wollte da nicht rein. Und darum hat er dieses Streichquartett komponiert und überschreibt es: »Dem Andenken der Opfer des deutschen Faschismus«. Thematisch beginnt das Stück mit seinen Initialen d e s c h. Es geht um ihn. Die Phrase ist drübergesetzt, um Ruhe zu finden. Das ist etwas Eigenartiges, es interessiert mich auch als erkenntnistheoretisches Phänomen.

STEFAN AMZOLL: Man kann die Überschrift auch als Nicht-Phrase lesen.

HANS-ECKARDT WENZEL: In bestimmter Hinsicht ist es Nicht-phrase. Natürlich ist auch er Opfer des Faschismus, wie alle, die überlebt haben. Es ist komisch: Er widmet dieses Streichquartett den vielen und fängt mit seinen Initialen an. Das ist ein Widerspruch. In seinen Arbeiten liegen so viele geheime, versteckte Botschaften, daß es eigentlich eine Musikarchäologie geben müßte. Überhaupt könnten ästhetische Archäologen viel beitragen zur Entschlüsselung der Kunst des sogenannten sozialistischen Realismus. Man würde viel über dieses Jahrhundert entdecken, auch in der Literatur. Im Moment gibt es nur die zwei Töpfe: die Guten ins Töpfchen, die Schlechten ins Kröpfchen, nur die dürfen gefressen werden. Aber damit kann man nichts erkennen. Zu sortieren, wer darf rein ins gute Zimmer und wer muß am Katzentisch sitzen, ist absurd. Es geht darum, zu begreifen, was dieses Jahrhundert eigentlich war, das vergangen ist. Was wurde in ihm verloren?

STEFAN AMZOLL: Sollen – ich provoziere ein wenig – wieder alle begreifen und sich hinaufarbeiten?

HANS-ECKARDT WENZEL: Es geht nicht um Ideologie, sondern um Erkenntnis! Mich interessieren diese Probleme erkenntnistheoretisch! Ich spreche für mich.

Wir haben dieses Jahrhundert, wie es Benjamin auf das 19. Jahrhundert bezogen hat, wieder nur im Traum erlebt, als Unwirklichkeit, und sind nicht dazu gekommen, durch die Phrasen hindurch auf die wirklichen Phänomene zu stoßen, die das menschliche Dasein ausmachen. Diese harten, grotesken, farcenhafte Konstellationen zwischen Stalin und den Künstlern überflügeln bei weitem die Kollisionen der großen Shakespeare-Dramen. Es gehört zur geistigen Hygiene, dies zu hinterfragen. Ich bin – wenn auch nur sehr, sehr vermittelt – irgendwo mit eingefangen in diesen Prozeß, und will ich so etwas wie »Wahrheit« akzeptieren, kann ich das nicht verdrängen.

STEFAN AMZOLL: Sind die Biographien von Schostakowitsch, Mandelstam, Pilnjak, Wertow, Eisenstein, Pasternak mit Worten wie Dissidenz, Kollaboration, Opposition, Opportunismus überhaupt zu fassen?

Ich fürchte, die meisten jungen Leute gehen heute mit solchen Themen nicht oder allenfalls über die Medien um. Es fehlt die

Erfahrung. Und die meisten Zeitungen reden – das geht seit fast achtzig Jahren – »unreinen Mist« (Karl Valentin). Woran mag das liegen?

HANS-ECKARDT WENZEL: Das hat, glaube ich, viele Gründe. Der eine ist, daß an die Stelle der Fetischisierung der Unmittelbarkeit jetzt eine Fetischisierung der Augenscheinlichkeit getreten ist. Das heißt, was ich sehe, wird geglaubt. Wenn sich einer hinstellt in der Talkshow und etwas sagt, dann habe ich das gesehen, dann glaube ich das. Dem gedruckten Wort glaubt man zumeist weniger, aber man glaubt eben oft diesen medial vermittelten Zusammenhängen. Und das heißt zugleich, all die Wahrnehmungsformen, die nicht diese Augenscheinlichkeit bieten, abzuwerten, auch weil sie mehr Mühe machen. Wer fährt noch nach Kreta oder in die Ruinenstädte und sucht aus den Splittern der alten Vasen herzufinden, wie die Menschen gelebt haben. Das machen ein paar Spezialisten. Wir lesen dafür die Reiseführer und wissen sofort die Essenz! So auch entstehen die neuen Phrasen. Dieser Avantgarde-Kitsch: wenn ich auf einer Performance-Beschreibung lese, »der Künstler will die Einheit von Licht und Schatten, Fülle und Leere darstellen...«, dann sträuben sich bei mir die Nackenhaare. Das ist der gleiche Schrott wie die halbwissenden Klugscheißer der Öffentlichkeit.

STEFAN AMZOLL: Es gibt Museen, man kann den Bernstein mit der Fliege darin anfassen.

HANS-ECKARDT WENZEL: Dennoch muß ich Sprache und Technik entwickeln, um die Fragen dechiffrieren zu können. Die DDR-Menschen hatten eine Technik, aber die ist nicht reflektiert worden, weil sie Umgangsform war. Jetzt, wo wir aus diesem System herausgestoßen sind, denken wir auch nicht mehr darüber nach, weil es viele als Schande empfinden, so gedacht zu haben. Man muß aber definieren und beschreiben können, worin dieses Denken bestand. Ich meine auch dieses Zwischen-den-Zeilen-Lesen. In der DDR bekamen wir eine Metaebene mitgeliefert. Die Mühe, sie zu dechiffrieren, macht sich keiner mehr, weil wir in einer Gesellschaft leben, in der es um Effizienz geht und nicht darum, Wahrheit zu erlangen. Wahrheit ist ein Kriterium, das nicht unbedingt mehr wichtig ist. Sie läßt sich nicht verkaufen. Phrasen aber, die gehen immer gut.

STEFAN AMZOLL: Noch einmal zum Problem Künstler und Macht. Was den extremen Stalinismus angeht, so mußten Künstler unter Umständen gegen ihr Denken und ihr Interesse handeln, um ihr Leben zu retten. Es macht mich düster und böse, wenn zum Beispiel die Stalin-Preise, die Schostakowitsch erhalten hat, in der gängigen Publizistik strategisch zum Einsatz kommen. Die Vorurteile sitzen tief.

HANS-ECKARDT WENZEL: Daß Außenstehende, die die unmittelbare Erfahrung nicht gemacht haben, manches nicht verstehen können, muß ich akzeptieren. Es ist nicht nur böser Wille. Abgese-

hen von einigen, die es verstehen könnten und nicht wollen. Natürlich ist es an uns, diese Ungeheuerlichkeit und gleichzeitige Normalität zu beschreiben, daß wir zum Beispiel sowohl Bedrohungen als immer auch Ironisierungen der Macht mitliefern. Die Subjekte dieser Macht waren ja viel unsicherer als die der bürgerlich-demokratischen Staaten. Die Gewählten können auf Zahlen verweisen. Prozente. Die ZK-Leute nur auf historische Phrasen.

STEFAN AMZOLL: Das Unverhältnis von proletarischer Diktatur und bürgerlicher Demokratie wurde auf beiden Seiten durchgängig beschworen (freilich nicht so sehr im politisch-diplomatischen Bereich). Wie »Feuer und Wasser« schlossen sich die Systeme ideologisch aus. Lag da nicht schon der »Fehler«?

HANS-ECKARDT WENZEL: Diese Begriffe leisten nichts, außer, daß sie Modelle liefern. Diktatur und Demokratie, was sagt das? Es sagt gar nichts, es beschreibt nichts, es macht bloß zwei Seiten einer Medaille auf. Und damit ist nichts abbildbar.

Alle Gegenwörter, wie z. B. das Begriffspaar Täter – Opfer, bezeugen nur die vorhegelsche *Dualektik*, bei der es nicht um Verbindungen geht, sondern Abgrenzung. Das ist im Moment das bequeme Denken.

Wir müssen die Mechanismen unter dem Stalinismus genau beschreiben. Selbst wenn wir in der DDR in der abgeschwächten Form gelebt haben, sind die Grundstrukturen die gleichen. Chruschtschow, der Überwinder des Stalinismus, ist eben ein Stalinist gewesen. Der Bruch, der, wie wir immer glaubten, nach Stalins Tod stattgefunden hätte, hat nicht stattgefunden. Es gab Verwässerungen. Die Angst der Mächtigen – in jeder sozialistischen Periode – bestand darin, daß sie nicht gewählt waren und darum aus Überreaktion alles, was mit Opposition oder geistigem Widerstand zu tun hatte, sehr zeitig attackierten.

STEFAN AMZOLL: Das konnte man ausnutzen, und man konnte bestimmte Dinge nicht berechnen...

HANS-ECKARDT WENZEL: Die Handlungen Stalins und seiner Sicherheitsleute Jagoda, Jeshow, Berija waren unberechenbar. Irreal! Sie selber völlig feudalistisch strukturiert. Scharlatane. Wir erlebten die *light*-Form, etwa in den SED-Bezirkssekretären à la Konrad Naumann. Absolute Subjekte, deren Launen gesellschaftliche Entwicklungen bestimmten. Das ist eine wirklich vorzivilisatorische Existenz, und gleichzeitig – ich nehme die Marxschen Begriffe – existieren unter dieser vorkapitalistischen Decke Rudimente einer nachkapitalistischen. Und diese Koppelung, die zwischen diesen beiden Dingen bestand, hat einen Künstler im romantischen Sinne zerrissen. Dieser Riß, bei Heine beschrieben als der Riß durch das Herz des Poeten in der romantischen Weltsicht, ist spürbar in einem Großteil der sogenannten sozialistisch-realistischen Kunst – ein alberner Begriff. Die Tragik der großen Stücke Brechts ist, daß ihr Schöpfer sich nicht traut, den

Hauch des Anarchismus noch mit aufzubewahren. Es herrschen, wie in »Leben des Galilei«, aufklärerische Dialoge vor, die das *Leben* verdrängen. Das ist der Riß, der stattgefunden hat. In beiden Wirklichkeitssphären zu existieren und trotzdem genügend Realität einzufangen, ist nur wenigen gelungen. Und diejenigen, denen das gelungen ist, haben eine mehrfache Selbstunterdrückung hinter sich. Aus ihrem Leid erwachsen Produkte, die unter dem Schirm freien Daseins nicht zu haben sind.

STEFAN AMZOLL: In der Künstlerschaft unter Stalin hat es mehr Gemordete als Selbstmörder gegeben. Ein verfluchter Fakt.

HANS-ECKARDT WENZEL: Bei Trakl heißt es: »Nachsinnen über die Wahrheit, wieviel Schmerz«. Es ist schmerzhaft, über die Wahrheit nachzudenken, Schmerz immer mit der Möglichkeit, aus dem Leben scheiden zu können. Nachdem Schostakowitsch bedroht und zum Verhör geladen wurde, war es nur dem glücklichen Umstand, daß sein Verhörer während der Nacht zum nächsten Verhör erschossen wurde, zu verdanken, daß er am Leben blieb. Weil die ganze Maschine so absurd war, blieb er lebendig. Wie lebt man da? Daß man wartet, bis man abgeholt wird, und trotzdem schreibt und nicht sagt: *Ich fliehe, wenn ich das nächste Mal in Amerika bin, bleibe ich dort?* Das hat Schostakowitsch auch in den sechziger, siebziger Jahren nicht gewollt. Warum nicht. Wie sollte er das einem amerikanischen Journalisten erklären? Wie sollen wir das jemand erklären?

Bei Schostakowitsch begreife ich, daß er so gehandelt hat. Nur habe ich die Pflicht, es anderen zu erklären. Ansonsten würden wir in eine Zeit geraten, wo Auschwitz und Gulag, Hitler und Stalin, Reichskanzlei und Kreml ein und dasselbe sind. Und das ist es nicht. Die Strukturen ähneln sich, aber es sind grundverschiedene Ansätze. Wenn wir zulassen, daß diese Unterschiede verschwinden, dann überlassen wir den konservativen Fanatikern das Feld, die sich für die Retter halten und eigentlich nur ihre Pfründe retten wollen. Unter Hitlers Regime gab es keinen Schostakowitsch.

STEFAN AMZOLL: Aber in beiden Systemen ist die Mordbilanz ähnlich hoch!

HANS-ECKARDT WENZEL: Es gibt Ähnlichkeiten auch in dem Sinne, daß sich die beiden Diktatoren sehr gemocht und hoch geachtet haben. Sie verkörperten den Typus von Staatsmännern, den Napoleon III. vorgezeichnet hat. Marx hat das im »Achtzehnten Brumaire« sehr genau skizziert – den Typus eines Scharlatans, der nur blendet, der nicht mehr die Fähigkeiten eines großen Staatslenkers hat, also nicht mehr im strengen Sinn Politik macht, sondern Ranküne betreibt – so wie Napoleon III. für seinen Staatsstreich den Lumpenproletariern Würste und Sekt spendiert hat, damit sie durch Paris laufen und den Bürgern einen Schreck einjagen. So wurde von da an Geschichte gemacht. Das ist ein völlig anderes Modell von geschichtlicher Aktion. Hitler und Stalin sind genauer Ausdruck dieser Politik des kleinen Abkömm-

lings von Napoleon Bonaparte. Die Scharlatanisierung der Politik.

STEFAN AMZOLL: Stalin war indes als Generalissimus nach 1945 in der Welt hoch angesehen. Picasso hat zwei Zeichnungen auf ihn gemacht, die heute niemand mehr kennt, eine Unzahl Dichter hat Lobverse auf ihn geschrieben. Es sind also die Scharlatanisierung auf der einen Seite, auf der anderen Fähigkeiten, die während des Krieges zur Durchsetzung kamen. Stalin, als wie immer autokratischer Kopf der Verteidigung der UdSSR, riß das Ruder 1943 herum, und seine Armeen entschieden den Sieg über Hitlerdeutschland. Ruhmestat eines Scharlatans, oder: der eine Scharlatan ringt den anderen zufällig nieder?

HANS-ECKARDT WENZEL: Es ist doch nur verständlich, daß die Person, auf die diese Hoffnungen der Nachkriegszeit projiziert wurden, besungen wird, von Künstlern, die ansonsten von Hitler umgebracht worden wären. Über die Zahlen und verdrängten Vorgänge wollten und wollen viele Intellektuelle nichts wissen. Die Welt läßt sich nur mit Hoffnung ertragen. Das ist das Dilemma. Sie standen selbst am Rand des Grabes. Vor ihnen Hitler, hinter ihnen die GPU. Wer will den ersten Stein werfen? Wir habens gut, darüber zu reden. Wir leben in beliebigen Zeiten.

Die Scharlatane dieses Jahrhunderts werden uns dennoch überleben. Hitler und Stalin: Es sind letztlich verdrehte Narren, die politische Verantwortung übernehmen. Sie haben eine Aura. Wenn sie sonst nichts haben, Ausstrahlung haben sie. Was Benjamin als Ästhetisierung der Politik beschrieben hat, müssen sie als große Inszenierung durchführen. Weil sie die Narren sind. Ihre Inszenierung ist, medial gesprochen, »Reality-TV«, Seifenoper, Hofkitsch. Indem sie sich inszenieren, erzeugen sie ein Bild, das andere als Realität nehmen müssen, weil es keine anderen Mechanismen gibt, ihre Darstellungen zu hinterfragen.

STEFAN AMZOLL: Geschieht das wirklich so absolut?

HANS-ECKARDT WENZEL: Höchstens, man hat andere Erfahrungen durchlebt und zum Beispiel den Zynismus des Führers oder des Generalissimus am Leib erfahren. Nehmen wir die Randglossen Stalins in Abschiedsbriefen der Hingerichteten, die ihn bis zuletzt noch gelobt haben. Das auratische Moment der Scharlatane, weil sie die Politik als Inszenierung begreifen. Es ist eigentlich ein theatralischer Vorgang. Eine Tragödie, die zur blutigen Farce verkümmert.

STEFAN AMZOLL: Geschichte sei nach Kant Schritt um Schritt die Realisierung von menschlicher Freiheit – eine Vorstellung, die seit ihrer Geburt ebenso vehement bejaht wie angefochten wurde. Brecht sagt: »Wer gebraucht wird, ist nicht frei.« Das hast Du neulich zitiert. Was wolltest Du sagen? Und was hältst Du von diesem Ansatz der Freiheit?

HANS-ECKARDT WENZEL: Ich bin nicht Verfechter dieses Kanti-

schen Ansatzes. Gäbe es tatsächlich – was ich bezweifle – so etwas wie eine Richtung in der Geschichte, dann nur die, wie Levi-Strauss beschreibt, der Entropie. Das heißt, eine Zunahme von Trägheit in der menschlichen Geschichte. Ich halte das Benjaminische Modell, wenn er sagt, Revolutionen seien nicht die Lokomotiven der Geschichte, sondern die Notbremsen, für stimmig. Es geht darum, diesen Prozeß der Entropie, in dem die Menschheit existiert und sich darin selbst auslöscht, zu verlangsamen. Das ist für mich eine *revolutionäre Tätigkeit* im klassischen Sinn. Das ist der zweite Satz der Thermodynamik: Alle Dinge, alle Gegenstände oder Massen sind darauf ausgerichtet, den Zustand ihrer größten Ruhe oder Trägheit zu erreichen. Und das heißt nicht die Zunahme von Freiheit. Den Begriff der Freiheit hat freundlicherweise die Französische Revolution zur Verfügung gestellt, um das bemänteln zu können. Es ist in diesem Sinne stets wieder die Phrase, die die wirkliche Freiheit bedrängt.

STEFAN AMZOLL: Was ist die wirkliche Freiheit?

HANS-ECKARDT WENZEL: Etwas anderes. Ich glaube, der Brecht-Satz »Wer gebraucht wird, ist nicht frei« lenkt dahin, sich als ein Teil im Geschichtsprozeß zu begreifen. Sowohl die postmoderne Philosophie als auch konservative Geschichtswissenschaftler versuchten, die konkrete Geschichtlichkeit der Individuen so weit wie möglich abzuschneiden. Wir sollten wieder eine geschichtslose Existenz eingehen. Die Mühen, die Existenz des Menschen noch ein paar Jahrzehnte zu sichern, werden größer werden. Die Geschichte, die hinter uns liegt, wird größer (allein die Nachlässe bedeutender Menschen werden irgendwann nicht mehr aufbewahrbar sein, ihre Bücher nicht lesbar, alle Filme nicht zu betrachten in einem Leben). Zeit ist, wie es bei Heiner Müller heißt, auch als Frist zu begreifen. Wir müssen die Gefahren sehen, das rasante Tempo zum Zwecke der Trägheit.

STEFAN AMZOLL: Das Tempo verlangsamen, die Notbremse ziehen, wie Benjamin vorschlägt. Das wäre die Devise.

HANS-ECKARDT WENZEL: Der Versuch der Postmoderne läuft darauf hinaus, gerade das abzuschneiden und in eine Beliebigkeit umzuwandeln und aus der Geschichte herauszuspringen.

STEFAN AMZOLL: Ein Rückfall?

HANS-ECKARDT WENZEL: Es ist das Zurückgehen auf eine *kritiklose* Existenz, die sich moderat, lässig und modern gibt. Das Problem ist damit nicht gelöst. Phrasen. Letzten Endes wird man immer Versicherung brauchen, und es wird immer Renaissance geben. Wenn ich in der Zukunft keine Projektion meines Glücks mehr auffinden will, dann finde ich sie in der Vergangenheit. Die Renaissance hat sie in der Antike gefunden, als das Mittelalter in einer Düsternis unterzugehen drohte. Wo keine Perspektive möglich ist, wird Utopie in der Geschichte gefunden; die Ge-

schichte hat diese Reservate. Benjamin schreibt: Es sei ja immer das Interesse des Augenblicks, das den geschichtlichen Gegenstand überhaupt erst wieder lebendig macht. Das ist auch ein Urgrund der menschlichen Existenz, glaube ich. Auch seine theologische Dimension.

STEFAN AMZOLL: Wie wird der Dichter Wenzel mit dem »Weltriß« fertig? Kommt er manchmal an einen Punkt, wo er sagt, jetzt müßte ich eigentlich mit dem Schreiben aufhören?

HANS-ECKARDT WENZEL: Ja, den Punkt gibt's immer, den muß es auch geben. Alles, was selbstverständlich ist, ist gefährlich. Am meisten erfahre ich Entmutigung und Unlust, wenn ich die Möglichkeiten (Bedingungen) der Kommunikation betrachte, unter denen ich jetzt arbeite. Ich habe immer Interesse an Gesprächen mit anderen.

Ich komme vom Theater. Ich denke am besten und genauesten, wenn ich mit Leuten zusammenarbeite. Aber die Bedingungen sind sehr traurig geworden. Es ist eine gewisse Blödsinnigkeit, die die Medien beherrscht, und man gilt dann als absurdes Neandertalerwesen, wenn man sich mit anderen Dingen beschäftigt.

STEFAN AMZOLL: Dein Band mit Erzählungen unter dem Titel »Malinche« ist einmal vollkommen verquer rezensiert worden.

HANS-ECKARDT WENZEL: In diesem Büchlein habe ich Erzählungen versammelt, die mit Erfahrungen der Dritten Welt und der Wende zu tun haben. Eine Geschichte handelt davon, wie sich drei auf einer Insel treffen, die am Ende von ihnen selbst in die Luft gesprengt wird. Die Drei sitzen vor einer Hütte, und der eine von ihnen hat Rotwein mitgebracht. Sie trafen sich, um zu überlegen, was sie mit ihrem Leben anfangen sollen.

Die FAZ brachte dazu eine Besprechung: Sie hätten absurderweise Rotwein getrunken, hieß es, man trinke auf einer Südseeinsel aber doch ordentliche Shakes und Drinks. Das ist die Weltsicht, die sich in dieser Kommunikation eröffnet, und die finde ich verheerend. Das ist etwas, was mir zunehmend auch die Lust raubt, zu arbeiten. Es fällt mir schwerer, obwohl man viele Erfahrungen doppelt oder dreifach macht, mich zu motivieren; zu arbeiten fällt mir nicht schwer, aber öffentlich zu arbeiten.

STEFAN AMZOLL: Mensching sagt etwas ähnliches: Wer werde sie noch lesen und wahrhaftig finden, die Romane, die das Zwielicht durchsichtig machen, »da das Urteil der Boulevardblätter, Talkshows und Feuilletons als ein eindeutiges feststeht.« Ich frage, wo ist ernsthaftes Arbeiten überhaupt noch möglich? Die einen beklagen ihr Leid unterm Druck der sozialen Krise hier. Andere sind Mit-Täter an dem Trugbild vom freien ästhetischen Kräftepiel und verdienen eine Stange Geld. Wie siehst Du Deine Existenz im Literaturbetrieb?

HANS-ECKARDT WENZEL: Möglicherweise ist die literarische Existenz,

wenn es so eine gäbe, nur noch außerhalb dieses absurden und verlogenen Literaturbetriebs möglich, der mir wie eine riesige Mafia von Industriellen vorkommt, die sogar ihren Papst gewählt haben, einen Literaturpapst, der genau genommen Literaturredakteur heißen müßte. Das ist eine absurde Gesellschaft, die mich eigentlich langweilt. Es ist eine Gesellschaft von alten Menschen, die mit ihren Eitelkeiten beschäftigt sind, die kaum noch reflektieren, was andere für Weltentwürfe haben. Sie leben in einem wirklich untergegangenen Leben. Und das interessiert mich nicht. Dieses tote Provinzielle hat mich in der DDR nicht interessiert und es interessiert mich auch in dieser Literaturgesellschaft nicht. Aber man muß ja dennoch arbeiten. Wenn ich mit Mensching auf Tournee bin, und die Leute kommen, und wir sprechen mit ihnen, dann ist das schon immer eine große Ermutigung. Wir sind von unserem Publikum *nicht verraten worden*. Es ist uns treu geblieben, und viele junge Leute sind nachgewachsen. Das ist so ein Punkt, wo ich eine Ermutigung erfahre, mich doch noch mal zu schminken und auf die Bühne zu gehen.